

Straßen

Als ich mit vier Jahren in den Kindergarten kam, öffnete sich für mich das Leben außerhalb des Dachbodens und verlagerte sich, nach dem ich erst einmal herab war, mit jedem Jahr mehr auf die Straßen.

Das Mietshaus mit dem ausgebauten Dachboden stand in der Lange Straße; sie lief – wie oberhalb die die Eugen-Richter-Straße und unterhalb Bismarckstraße und Augustastraße – den Goldberg entlang. Mit den bergwärts führenden Querstraßen teilten sie mein Leben in Häuser-Rechtecke mit jeweils eigenen Erlebnissen und Empfindungen, oder einfach in Unterschiede wie hell und dunkel – hell am Anfang der Lange Straße, von wo aus ein weiter Blick über die tiefer liegende Innenstadt und zu den anderen Berghängen der Stadt möglich war, und dunkel zu ihrem Ende, wo sich der Goldberg steiler den Häuserreihen näherte und sie an die Hochöfen der Hasper Hütte drängte.

Auf beiden Seiten der Lange Straße reihten sich über zweihundert Meter Ladenlokale in Altbauten mit dunkelgrau verschmutzten Fassaden aneinander. Mit einigen Geschäften verbanden sich für mich besondere Eindrücke, vom Einkaufen oder vom täglichen Vorbeigehen an den kaum wechselnden Schaufensterauslagen, die ich trotzdem immer wieder neugierig betrachtete. Eine Ausnahme blieb das Textilhaus Schäfer, es zählte für mich nicht als Geschäft, sondern als das Parterre des Mietshauses, neben dem wir wohnten. Eingekauft hat meine Mutter dort nie.

Linker Hand, über die Mauerstraße hinweg, gab es auf der Lange Straße einige Neubauten mit einem Tapetengeschäft. Über zwei Schaufenster und die Eingangstür reichte das Schild mit mächtigen Buchstaben: Tapeten - Linoleum - Balatum. Mein Vater kaufte dort die Tapeten und den neuen Balatum-Teppich für die Küche, als wir vom Dachboden in der Lange Straße in die Bismarckstraße umzogen, gleich um die Ecke in ein anderes Häuserrechteck. In der neuen Wohnung wurden die Tapetenrollen für die Wohnküche, das Schlafzimmer der Eltern und das Kinderzimmer beschnitten. Ein schmaler Rand musste weg, damit das Tapetenmuster aneinander passte. Mein Vater verwendete eine große Schere, die er Tapezierschere nannte, und ich die kleinere Haushaltsschere. Nach der langweiligen Arbeit blieben meterlange Streifen übrig, die zum Aufrollen verführten. Wenn ich sie

hart aufwickelte und in der Mitte mit zwei Fingern anfasste, schnurrten die Rollen selbständig ein Stück ab. Dieses Spiel war für mich der Lohn der Mühe.

Mein Vater erwähnte beim Tapeteneinkauf, als der Kassenzettel ausgeschrieben wurde, er sei vom Fach und erhielt daraufhin einen Preisnachlass. Ich verstand als Sechsjähriger noch nichts von Rabatten; ich verstand allerdings, dass mein Vater nicht arbeiten ging wie andere Väter, weil ich die Lähmung der linken Hand und des linken Fußes sah. Ein Granatsplitter sei aus Vaters Kopf entfernt worden, erzählte mir meine Mutter, eine Verwundung aus dem Krieg, und bei der Operation, am Tage meiner Geburt, sei die Lähmung zurück geblieben. Den Krieg konnte ich nicht sehen und begreifen, auch nicht an den zerstörten Häusern und Trümmergrundstücken, die jetzt hastig zugebaut wurden und damit die interessanten und immer mit ein wenig ängstlicher Gefahr verbundenen Spielflächen verkleinerten.

Ich wurde von meiner Mutter schon recht früh zum Einkaufen geschickt; mit fünf, als Ulli geboren wurde und ich nun regelmäßig Besorgungen erledigen musste. Der kürzeste Weg vom Dachboden führte in das Nebenhaus in die Bäckerei. Dort kauften wir das Brot, längliche Dreipfünder und immer ›zum Anschneiden‹, was bedeutete, dass der Laib schon ein oder zwei Tage im Regal lag und, wie meine Mutter nicht müde wurde zu erklären, gesünder für die Zähne war. Die Enden des Brotes, der Knapp, waren besonders knusprig und lecker. Ich knibbelte beim Treppensteigen gerne am Knapp, auch wenn ich mir dabei ein schlechtes Gewissen einhandelte. Wenn meine Mutter die Knibbelspuren entdeckte, schüttelte sie meistens missbilligend den Kopf, aber ab und zu lachte sie über meine Hartnäckigkeit und ich durfte den Knapp behalten.

Ebenfalls nebenan, nur wenige Schritte von der Haustür nach rechts, lag die Metzgerei. Hier dauerte das Einkaufen oft länger als gewöhnlich, weil die Frauen vor der Theke mich gerne übergingen, sie mussten nicht wie ich nach oben schauen und sich bemerkbar machen. Einmal bestellte ich ein Pfund ›Schweine nackt‹ und ergänzte vorsichtig: mit Hose. Lachend schickte mich die Verkäuferin unverrichteter Dinge nach Hause. Das moralische Empfinden beim Fleischeinkauf stand vielleicht mit dem Etikett des ›Kröver Nacktarsch‹ im Fenster des Weinhandels an der Ecke zum Wilhelmsplatz in Verbindung. Ich betrachtete das Weinetikett nicht nur einmal und

immer mit Neugier und dem Gefühl, dass die Darstellung des Kellermeisters, der seinen Kellerjungen das entblößte Hinterteil versohlte, nicht rechtens sei.

Die Lebensmittel kauften wir in einem kleinen Laden an der Kirche. Dieser Weg, die Lange Straße entlang und am Wilhelmsplatz vorbei, war für mich der längste. Die Ladenbesitzerin nahm den Einkaufszettel entgegen, holte die Waren aus den Regalen und stellte sie vor mir auf die Theke, schrieb die Preise auf den Zettel, säuberlich in der vorgegebenen Reihenfolge, addierte auf und fragte nach dem Geld. Ich reichte ihr das Portemonnaie und erhielt es mit Einkaufszettel und Wechselgeld zurück. Dann durfte ich mir aus einem Karton ein kleines Spielzeug aussuchen, eine Figur oder ein Tier aus Plastik, die sich im Laufe der Zeit zu einem Bauernhof ergänzten. Einmal suchte ich das Portemonnaie beim Bezahlen vergeblich. Hatte ich es vergessen oder verloren? Ich bekam den Einkauf auch ohne Geld mit, nur wog die Tasche auf dem Nachhauseweg doppelt schwer. Die ahnungsvolle Miene der Ladenbesitzerin trog nicht. Meine Mutter machte mir schwere Vorwürfe, das Geld vertrödelte zu haben. Ich konnte mich nicht erinnern, auf welche Weise ich das Portemonnaie verloren hatte. Von da an durften wir beim Einkaufen anschreiben.

Mehrere Lebensmittelgeschäfte lagen näher zur Wohnung als der Laden an der Kirche, meine Mutter hatte aber dort schon eingekauft, als sie selbst von ihren Eltern geschickt wurde. Als ob diese Treue ein ehernes Gesetz sei, fühlte ich mich unwohl und fremd, wenn Vergessenes in einem der näher liegenden Geschäfte besorgt werden musste. Nie kauften wir allerdings gegenüber auf der anderen Straßenseite in dem Lebensmittel-Filialgeschäft von Otto Mess ein. ›Otto Mess, mit zwei s, mit zwei o, macht uns froh‹, sang ich mit den anderen Kindern den im Schaufenster hängenden Werbespruch nach.

In der Drogerie neben Otto Mess versuchte ich für fünf Pfennig Haumichblau zu erstehen. Ich ging erst nach langem Zureden meiner Eltern und mit Zweifeln, ob sie sich nicht doch ein Scherz mit mir erlaubten. Das Lächeln des Drogisten, als ich das Geschäft verließ, konnte ich nicht mehr vergessen. Auch die fünf Pfennig, die ich zur Wiedergutmachung behalten durfte, trösteten mich nicht.

Über die Lange Straße fuhr die Straßenbahn einspurig durch das Viertel, mit gelegentlichen Ausweichen für die Gegenrichtung. Die

Straßenbahn beherrschte den Verkehr, bis auf das eine Mal, wo sie durch mich aufgehalten wurde, als ich mich nach einem sonntäglichen Kirchgang im Streit mit meinen Eltern breitbeinig auf die Schienen stellte, mich vornüber beugte und die Hände in die Knie stemmte und dem Klingeln der Bahn trotzte, bis mich ein gleichaltriges Mädchen an die Hand nahm und zurück auf den Bürgersteig führte.



Die ersten Straßenbahnfahrten machte ich mit meiner Mutter zum Bahnhof. Dort stieg ich zusammen mit anderen Kindern in einen Bus, der uns in ein Erholungsheim am Rande der Stadt brachte. Abends fuhr der Bus den gleichen Weg zurück zum Bahnhof, wo ich von meiner Mutter wieder in Empfang genommen wurde. Warum diese vier Wochen andauernde Erholung notwendig war, blieb mir unklar. Gesundheitlich schien mir nichts zu fehlen, im Gegenteil – ich war ein wenig pummelig für mein Alter, was der Patenonkel meines Bruders Paul scherzhaft übertrieben mit der Bemerkung ›Da kommt ja der kleine Bierbrauer‹ kommentierte. Ich war froh, als die Erholungszeit vorbei war. Noch nie zuvor war ich den ganzen Tag von meiner Mutter getrennt gewesen. Die Schwestern im Heim blieben mir als Wachpersonal im Gedächtnis, die während der verordneten Mittagspause auf absolute Ruhe achteten. Wer sich, wie ich, von einer Seite auf die andere bewegte, weil er nicht schlafen konnte, oder mit dem Nachbarn flüsterte, dem es ähnlich erging, wurde unerbittlich mit dem Ausschluss aus der Gemeinschaft bestraft: die Umbettung in einen Nebenraum, mit gleichen grauen, aber verschlissenen Decken auf den Liegen.

Ich war sechs, als wir in die Bismarckstraße umzogen, in den dritten Stock eines Neubaus mit einer hellen, glatt verputzten Fassade. Die Toilette lag nun innerhalb der Wohnung und ich schlief mit meinem älteren Bruder Paul in einem eigenen Zimmer, der einjährige Ulli im Schlafzimmer der Eltern. Das Kinderzimmer verblasste später in meiner Erinnerung, dagegen blieb die Wohnküche lebendig. Da war der gleiche Tisch wie auf dem Dachboden, an dem ich meine Hausaufgaben machte, der breite Emaille-Kohlenherd mit dem umlaufendem Griff und den daran hängenden Trockentüchern, die

Kohlenschütte neben dem Herd, und Freitag Abend die Zinkbadewanne. Einer nach dem anderen wurde darin gesäubert, bis sich aus Fett und Schmutz rundum ein seifiggrauer Rand gebildet hatte. Während der sommerlichen Waschwochen wurde die Badezeremonie schon mal nach unten in den Keller verlegt, wo wir in das Steinbecken mit der warmen Seifenlauge eintauchen mussten.

Der Umzug von der Lange Straße in die Bismarckstraße änderte für mich die Einkaufsgewohnheiten. Ich wurde jetzt häufiger eine Straße tiefer in ein Milchgeschäft geschickt. Bei diesen Gängen lernte ich spielerisch, dass sich die Milchkanne wie ein Riesenrad im Kreis schwingen ließ, ohne dass die Milch herauslief. In diese Zeit fielen auch die ersten Ungenauigkeiten bei der Abrechnung der Einkäufe. Die anderen Kinder in der Schule konnten sich am Kiosk am Wilhelmsplatz für einen Fünfer fünf Bonbons kaufen oder für einen Zehner eine Wundertüte. Wundertüten hielten nicht immer, was ich von ihnen erwartete, deshalb gab ich den veruntreuten Zehner lieber für eine Süßigkeit aus, die wie eine Zahnspange am Gaumen saß und längeren Genuss versprach. Mit einer solchen Süßigkeit im Mund balancierte ich wie schon viele Male vorher über die von den Marktleuten um einen Treppenabgang herum gelegten Bretterstapel für die Verkaufstische. Die Treppe führte in einen unter dem Wilhelmsplatz liegenden, mit einer Eisentür verschlossenen Raum, von dem ich nicht wusste, welche Bedeutung er hatte.

Ich konnte mich weder an den Fall selbst noch an die Zeitspanne erinnern, die ich bewusstlos vor der Tür lag. Niemand hatte meinen Sturz bemerkt. Mit benommenem Kopf machte ich mich auf den Heimweg. Alle zehn Meter blieb ich stehen, um an der Süßigkeit zu lutschen, die ich zu Hause nicht mehr im Mund haben durfte; sie einfach auszuspucken, kam mir nicht in den Sinn. Das schlechte Gewissen verbot mir, meiner Mutter über den Sturz zu berichten.

Das größer werden auf der Straße und die Schule brachten mich zum Fußballspiel. Ein Ball war ein einfach verfügbares Spielgerät und den Verkehr auf der Straße beherrschten wir Kinder per Zuruf – »ein Auto!«. In der Schulklasse gab es Kameraden, die über einen richtigen Fußball verfügten, mit dem nachmittags auf dem Schulhof der Palmkeschule gespielt wurde, wenn der Hausmeister uns nicht verjagte. Zwischen dem Schulhof der katholischen Palmkeschule und dem der angrenzenden evangelischen Schule verlief eine Regenwasser-



Rinne. Auf der anderen Seite dieser Rinne spielten in den Pausen Kinder, die anders glaubten als wir. Ich war froh, dass ich zur richtigen Seite gehörte, wenn auch durch Zufall. Später lernte ich, dass mit der Geburt noch

nichts verloren war, denn es gab die Möglichkeit, jederzeit auf die richtige Seite zu wechseln. Auf dem Schulhof allerdings wurde die Demarkationslinie respektiert, ihr Überschreiten zog Verteidigungshandlungen der Gegenseite in Form von Beschimpfungen oder Verjagen nach sich. Beim Fußballspielen war die Regenrinne die Mittellinie. Natürlich konnten wir beide Schulhöfe nur nutzen, wenn die Evangelischen nicht selbst zum Fußball antraten.

Haushoch gewannen wir den Vergleich mit der Parallelklasse auf dem Sportplatz an der Rehstraße. 11:2! Selbst für die Gegentore mussten wir selbst sorgen – sie gingen auf meine Kappe. In einem Gedränge verlor ich die Übersicht und schoss unhaltbar ein. Ich war in die Verteidigung gestellt worden und man hatte mir eingeschärft, so kräftig wie möglich vor den Ball zu treten, wenn er vor meine Füße rollen würde. Dann verursachte ich noch einen Handelfmeter, der heftig diskutiert wurde, weil meine Mitspieler einen Reflex reklamierten, mit dem ich mein Gesicht schützen wollte. Es blieb bei der Entscheidung des Schiedsrichters und dem doppelten Makel.

Mit einem in der Gosse aufgelesenen Tennisball spielte ich auf dem Bürgersteig vor dem Haus in der Bismarckstraße mit einem Nachbarjungen aus dem Neubau gegenüber Tore schießen - ein kurzer Anlauf, antäuschen, schießen. Ich nutzte die Hauswand geschickt als Bande und war darum der Erfolgreichere. Mit dem Nachbarsjungen fühlte ich mich neben meiner Überlegenheit, den Tennisball besser in die Torecken zu platzieren, noch durch den Umstand verbunden, dass der Junge eine Schwester hatte. Ich mochte das Mädchen. Wenn sie auf der Straße war, musste ich nicht mit ihrem Bruder Fußball spielen, oder ich verlor absichtlich, um dann sagen zu können, dass ich keine Lust mehr habe. Wie ich es auch anstellte, die erwünschte Freundschaft stellte sich nicht ein, und mancher Blick aus dem Kinderzimmer über die Straße in Kramers Fenster blieb vergebens.

Mehr Mühe beim Fußball hatte ich mit meinem Klassenkameraden Wolfgang. Der abschüssige Bürgersteig der Sternstraße hatte eine gute und eine schlechte Seite, aber Wolfgang war oben wie unten gut und ich musste, wenn ich unten spielte, häufig dem Ball nachrennen, was ich bald leid wurde. Eines Tages nahm Wolfgang mich in die Wirtschaft um die Ecke mit, wo sein Vater Fernsehen guckte. Der Schankraum war voller Menschen und Rauch. Auf einem kleinen Bildschirm an der Wand spielten Männer Fußball, die von dem Sprecher als Deutschland – das waren wir – und Türkei bezeichnet wurden. Wir gewannen 4:1. Ein paar Tage später verloren wir 3:8 gegen Ungarn, mit einem verzweifelten Kommentator, der mit dem Trainer wegen der Aufstellung der Mannschaft haderte. Zwei Wochen später prangte am Kiosk am Wilhelmsplatz eine dicke Schlagzeile: 3:2 – Deutschland ist Weltmeister! Ein Held namens Helmut Rahn hatte das Siegtor geschossen und bei mir eine tiefe Zuneigung zu Rot-Weiß Essen begründet, und gleichzeitig ein Hochgefühl ausgelöst - wir waren die Besten auf der Welt. Nichts anderes konnte das Wort ›Weltmeister‹ bedeuten. Auch wenn ich nicht einschätzen konnte, wie groß die Fußballwelt war, das Gefühl von Stolz vergaß ich nicht mehr.

Am anderen Ende der Bismarckstraße, in Richtung der Schule, wohnte Friedel, mit dem ich eine Gelegenheitsfreundschaft pflegte, die nichts mit Fußball zu tun hatte. Friedel war rotzfroh und immer fröhlich, und er stand mir bei, wenn es bei den unvermeidlichen Händeln auf dem Schulhof oder der Straße brenzlich zu werden drohte. Friedels Vater war Schrotthändler, oder Lumpenhändler, wie es im allgemeinen Sprachgebrauch hieß. Friedel brachte der Beruf seines Vaters gelegentlich abfällige Bemerkungen ein oder das Spottlied ›Lumpen, Eisen, Knochen und Papier, ausgeschlag'ne Zähne sammeln wir‹. Auf solche Angriffe reagierte Friedel handfest und er stärkte damit sein Durchsetzungsvermögen. Die Familie wohnte in der ersten Etage eines gewerblichen Gebäudes über den Büros, den Hof mit Metallschrott und Bergen von Papierabfällen vor der Tür; nicht die erste Wohnadresse, daher waren meine Eltern skeptisch, ob der Sohn eines Lumpenhändlers der richtige Umgang für mich sei. In die erste Etage dieses Gebäudes gelangte man über eine Außentreppe. Die Wohnung war geräumig und modern eingerichtet und eine Haushälterin besorgte die tägliche Arbeit, Friedel hatte sein eigenes Zimmer und er besaß eine Fleischmann-Modelleisenbahn im Maßstab

"Null". Für mich lag die von Friedel ausgehende Anziehungskraft im Gegensatz zwischen dem gering geachteten Beruf des Vaters und dem Wohlstand, der damit verbunden war. Mit Schrott ließe sich Geld machen, lehrte Friedel, insbesondere mit Blei. Was ich anschleppte, brachte stets weniger, als ich gehofft hatte, und herrenloses Blei war nicht aufzutreiben. Friedel zeigte mir, wie es gemacht wird: In einem unbeaufsichtigten Moment nahm er ein Stück Bleirohr vom Hof und verkaufte es dem Platzmeister am Eingang ein zweites Mal.

Friedel hatte auf der Straße auch wesentlich ältere Freunde, was mir nicht geheuer war. Da fiel auch mal das Wort ›ficken‹. Ich kannte das Wort nicht, stufte es aber sofort als schlimm ein. Die Blöße, nach der Bedeutung des unbekanntes Wortes zu fragen, gab ich mir nicht.

Meine erste Freundin hieß Ingeborg und war eine Schulkameradin. Weil ich in der Schule mühelos folgen konnte und daher anfällig für Unaufmerksamkeiten war, wurde ich von der Lehrerin unter großem Gelächter auf die Mädchenseite neben Ingeborg strafversetzt. Ingeborg zeigte von Anfang an großes Interesse an mir. Ich fühlte mich geschmeichelt und revanchierte mich mit Hilfestellungen beim Rechnen. So blieb es nicht aus, dass ich meinen Heimweg änderte. Ob ich die Lange Straße geradeaus und über den Wilhelmsplatz zur Bismarckstraße ging oder mit Ingeborg die Bachstraße hinunter bis zur Augustastraße - das war ein Zwei-Minuten-Umweg, aber dreißig Minuten, wenn ich mit Ingeborg ging. Sie wohnte am Bodelschwingplatz, fast in einer anderen Welt, die auf der anderen Seite der breiten Eisenbahnstrecke lag und von der Augustastraße nur durch einen Fußgängertunnel erreichbar war. Am Fußgängertunnel endete der gemeinsame Teil des Heimweges vor einer Plakatwand mit einem Schwätzchen. Eines Tages drängte ich unruhig auf Verabschiedung. Ingeborg empfahl mir, doch einfach hinter die Plakatwand zu gehen. Ich zögerte, mir war Ingeborgs reges Interesse an der Beobachtung des Vorganges nicht geheuer. Nach längeren Verhandlungen nahm Ingeborg mich schließlich mit nach Hause und ich ging ordentlich zur Toilette. Danach spielten wir Einkaufs. Ingeborg besaß eine Kasse, in der die eingetippten Beträge auf Täfelchen in der Anzeige erschienen und die unter Gebimmel das Geldfach öffnete, wenn die Kurbel gedreht wurde.

Zu Hause erwartete mich das übliche Donnerwetter wegen verspätetem Heimkommen von der Schule. Trotz des Wissens um den

begangenen Ungehorsam und die unausweichlichen Konflikte war mir die Trödelei nicht auszutreiben.

Die Freundschaft mit Ingeborg ließ mit der Rückversetzung in die Reihen der Jungen nach. Richtig verliebt war ich in die junge Lehrerin, Frau D. Wie liebt ein Neunjähriger in der vierten Klasse? Nicht anders als die Erwachsenen. Ein Gefühl der Zuneigung machte sich in mir breit und der Wunsch, die Nähe in den vormittäglichen Schulstunden möge für immer andauern und sich womöglich noch verstärken.

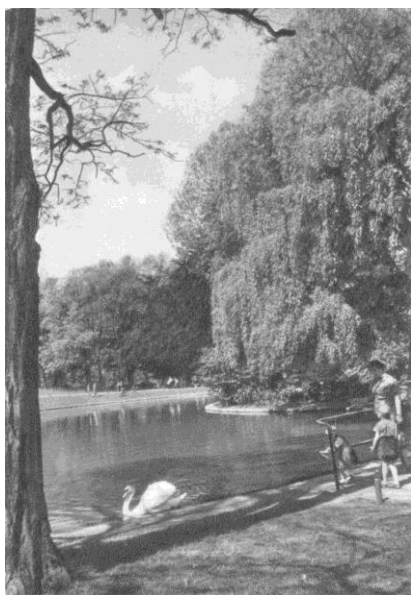
Die Querstraßen – das waren die den Goldberg hinauf laufenden – bekamen für mich Bedeutung als Verbindung zu anderen Menschen und weiter entfernt liegenden Spielplätzen. In der Christian-Rohlfstraße wohnte mein erster Freund Andreas, in einer ebenso engen Wohnung wie die meiner Eltern, allerdings mit einer Oma dazu. Die Küche in diesem Neubau war viel kleiner, dafür gab es ein Wohnzimmer. Mit Andreas saß ich in der Küche und spielte Tipp-Kick-Fußball oder Stadt-Land-Fluss. Nie vergaß ich, wie ich von Andreas Vater, dem Gewerbelehrer, gelobt wurde, dass ich ›Österreich‹ richtig mit zwei r schreiben konnte. Nie wieder wurde ein Winter so schön wie der, in dem ich mit Andreas auf dem Hof des Hauses einen Schneemann baute und wir zu zweit gegen eine ganze Meute Kinder aus der gegenüber liegenden Moltkestraße eine Schneeballschlacht gewannen, die bis in die Dämmerung dauerte. Allerdings lagen die Hinterhöfe der Moltkestraße tiefer, so dass wir einen strategischen Vorteil hatten, der unsere Unterzahl wettmachte.

In der Moltkestraße ritten Zorro und Fuzzy durch die Lichtburg. Ich lernte sie nicht auf der Leinwand kennen, sondern durch die großen Fotos in den Schaukästen und auf den Werbeplakaten der Litfaßsäulen. Als Schneewittchen mit den sieben Zwergen gastierte, durfte ich erstmals hinein in diese geheimnisvolle Welt. Neugierig war ich immer schon gewesen, aber ich vermisste das Kino nicht. Eine Querstraße weiter, in der Roonstraße, fühlte ich mich dahingegen regelrecht ausgeschlossen. Dort wohnte Dorothea, die Freundin meines drei Jahre älteren Bruders Paul. Mit allerlei Tricks und falschen Versprechungen hängte er mich ab, um zu seiner Freundin zu gehen. Manches Mal enttäuscht scheute ich mich nicht anzuschellen, wo ich Paul vermutete. Warum sollte ich nicht dabei sein, zumal Dorothea und ihre Mutter immer recht freundlich zu mir waren? Was ich nicht

ahnte war, dass ich mit meinen zehn Jahren noch zu jung war, um an den Spielen von Dorotheas Mutter teilzunehmen. Und ich verstand nicht, warum ich Paul unter der Bettdecke zeigen sollte, ob da unten schon Haare waren und eine andere Flüssigkeit austreten konnte.

Wenn ich mit meinem Bruder und dessen Freund Korki spielte, dann gingen wir häufig in den Stadtgarten. Es war nicht der öffentliche Spielplatz, der uns zu zehn Minuten Fußmarsch über eine der Querstraßen aufwärts reizte, sondern die ›Tote Oma‹, ein abseits gelegenes Brach- und Trümmergrundstück. Niemand wusste, woher der Name stammte – der Platz hieß einfach so. Die Tote Oma war mit Sträuchern und kleinen Bäumen bewachsen, mal dicht beieinander, mal weiter auseinander, kleinste Lichtungen schaffend, die sich hervorragend zu verschwiegenen Verstecken eigneten, zum Anschleichen und Überfallen. Aus Zweigen ließen sich Flitzebogen und Pfeile, Blasrohre und Pfeifen schnitzen. Ich besaß ein Fahrtenmesser, seit ich in der Jungschar war, ein kleines zwar, weil die Eltern über diese notwendige Anschaffung nicht sonderlich erbaut waren, aber ausreichend, um dünne Äste zu bearbeiten und Pfeile anzuspitzen. Wenn wir wieder einmal zu spät nach Hause kamen und die obligatorische Frage gestellt wurde, wo wir denn herkämen, hieß die kleinlaute Antwort: von der ›Toten Oma‹. Danach mussten wir die neuen Schrammen an den Lederhosen mit Speck und Schuhwichse bearbeiten.

Die sonntagnachmittäglichen Familienspaziergänge durch den Stadtgarten, an der mit heimlichen Blicken bedachten ›Toten Oma‹



vorbei und um den Ententeich herum, waren im Sommer eine langweilige Pflichtübung. Im Winter verwandelte sich der Stadtgarten mit seiner Hanglage am Goldberg in ein Paradies zum Schlitten fahren. Bei anhaltender Kälte blieb nicht nur der Schnee länger liegen, auch der Ententeich fror zu. Dann holte Paul seine Schlittschuhe aus dem Keller. Mit einem öligen Lappen entfernte er den oberflächlichen, von der Feuchtigkeit des letzten Winters angesetzten Rost

bis auf einen, in jedem Jahr anwachsenden Rest. Mit der elterlichen Ermahnung an Paul, auch mich laufen zu lassen und den Vierkantschlüssel zum Verstellen der Schlittschuhe nicht zu verlieren, machten wir uns auf den Weg in den Stadtgarten.

Ich bekam die Schlittschuhe, wenn ich lange genug gebettelt und am Ende gedroht hatte, bei den Eltern zu petzen. Einige Male revanchierte sich Paul und gab mir die Schlittschuhe, behielt aber den Vierkantschlüssel für sich. Wenn ich die Schlittschuhe endlich an meine Schuhgröße angepasst hatte, machte das Laufen kein Vergnügen. Nicht nur, dass ich ständig fiel, auch die Schlittschuhe fanden an den Sohlen der Schuhe keinen richtigen Halt.

Mehr Spaß machte die Schlittenfahrt über die Wiese vom Ententeich herunter, eine Strecke von vielleicht einhundert Metern. Die ersten, sehr abschüssigen Meter von oben sorgten für Tempo und wir mussten am Ende kräftig mit den Füßen bremsen, damit der Schlitten überhaupt zum Stillstand kam. Nach dem Fahrvergnügen zogen wir den Schlitten für die nächste Zwanzig-Sekunden-Abfahrt mühsam gegen das Bahn-frei-Geschrei der Herabrodelnden bergauf. Zu beschwerlich für diese kurze Fahrt, wie Paul und sein Freund Korki fanden, die richtige Abfahrt sei der Weg von oben aus dem Wald herunter, da hätten sie genügend Schwung für das flachere Stück am Ententeich vorbei, um dann in den gewohnten Abhang einzubiegen und weiter hinunter zu sausen. Mir leuchtete das ein. Herumzustehen und auf Paul und Korki zu warten, die Füße in Bewegung und warm zu halten, war langweilig, und der Schlitten für Drei sowieso groß genug.

Der Weg durch den Wald war mit Schlaglöchern, Felssteinen und Wurzeln durchsetzt, für eine Schlittenfahrt recht schwierig. Ohne Steuermann würden sie die gewundene Strecke nicht schaffen, meinten mein Bruder und Korki, also müsse mein Bruder vorne sitzen und mit den Schlittschuhen steuern. Der Dreierbob machte Fahrt, knallte in einer leichten Linkskurve mit einer Kufe gegen einen Steinbrocken und stürzte um. Korki und ich rappelten uns hoch, nur mein Bruder blieb am Boden liegen und stöhnte. Der Schlitten sei ihm über das Bein gefahren, klagte er. Alle Versuche, ihn auf die Beine zu stellen, beantwortete er mit Schmerzensschreien. Ich holte den Schlitten zurück, der ein Stück des Weges allein genommen hatte, und wir zogen den Jammernden nach Hause. Das Donnerwetter gab es erst

nach der Versorgung des gebrochenen Beines. Paul und Korki, dieses Gespann war den Eltern mit all dem Ärger über ständiges Ausbleiben und verdreckte Jacken, Hemden und Hosen ein rotes Tuch.

Zwischen Bachstraße und Palmkestraße stieg die Lange Straße ein kurzes Stück an. Von dieser höheren Stelle aus regierte die St.-Michaels-Kirche das Stadtviertel. Sie hatte im Krieg ihre lange Turmspitze verloren. Der Kirchturm ähnelte nun einem Burgturm – eine feste Burg ist unser Gott, sangen die Gläubigen in der Kirche. Schon die symmetrisch nach rechts und links von der Straße auf den Kirchenvorplatz führenden Stufen bedeuteten eine Unterwerfung, auch wenn mir das damals nicht so bewusst war. Strenge und Strafgericht waren meine vorherrschenden Eindrücke. Die Kinder saßen vorne in acht Reihen auf schmalen Bänken ohne Rücklehnen, rechts die Jungens, links die Mädchen. Die Kinderbänke standen in unmittelbarer Nähe der Kanzel, zu der eine geschwungene Treppe hinauf führte und die ein eigenes Dach besaß. Die Nähe zur Kanzel bedeutete für die sechs- bis zehnjährige Kinder nicht, dass die Predigten sie auch erreichten. Leider konnte ich nicht meinen eigenen Gedanken nachhängen, damit ich die beim Mittagessen unvermittelt gestellte Frage, was denn gepredigt worden sei, beantworten konnte. Solche Fragen der Eltern waren auch zur Christenlehre gefürchtet, die sonntags um 14 Uhr begann, ausgerechnet dann also, wenn im Nordwestdeutschen Rundfunk der Kinderfunk gesendet wurde. Die Christenlehre war ein halbstündiger Unterricht mit Gebeten und einem Frage-und-Antwort-Ritual zwischen dem Priester und den Kindern. Trotz der halben Stunde schien der Nachmittag durch den zusätzlichen Kirchgang verdorben, und selbst Schwänzen machte ihn durch das unvermeidliche Unrechtsgefühl und die Angst vor der Entdeckung zur Qual.

Nach der Erstkommunion gab es eine weitere sonntägliche Einschränkung für mich: Ich musste wie die Erwachsenen bis zur Kommunion nüchtern bleiben, durfte also drei Stunden vorher nichts mehr gegessen haben. Aus der Ernsthaftigkeit, mit der diese Regel befolgt wurde, schloss ich auf ihre Bedeutung und das Ausmaß der Schuld, die ich bei Nichtbefolgung auf sich laden würde. Nun gab es zwar mit der Beichte die Möglichkeit, eine etwaige Schuld abzutragen, aber ganz einleuchtend schien mir dieser ewig verzeihende Gott nicht,

wo doch schon die weniger allmächtigen Eltern eine ständige Wiederholung der gleichen Fehler nicht guthießen. Dieser Prozess von Schuld und Schuldnachlass – wobei das Nachlassen der peinlichste Teil war – belastete mich mit vierwöchiger Erneuerung. Das waren schwere Gänge, die von der Bismarckstraße die Lange Straße entlang zur Palmkestraße führten, und schwere Kämpfe mit dem Gewissen, nicht um die gewöhnlichen Ungehorsamkeiten und Widerworte, sondern die kleinen Unterschlagungen der Pfennigsbeträge bei den Einkäufen. Sie wurden die übrige Zeit aus dem Bewusstsein verdrängt, denn für solche Todsünden konnte es kein Erbarmen geben. Für mich rückte damit der Himmel in unerreichbare Ferne, stattdessen wurde mir Sonntag für Sonntag und im Religionsunterricht die Hölle als ewige Verdammnis verheißen. Ich fühlte mich dauerhaft schuldig und sah keine Möglichkeit, mich irgendwem zu offenbaren, denn alle Menschen, die ich kannte, lebten nach denselben Regeln, die einzuhalten ich außerstande war.

Eine Vertiefung meines Konfliktes blieb mir erspart, weil ich nicht als Messdiener angenommen wurde. Ich sei zu klein, befand der Jugendvikar, der sich die Gruppe aus der Jungschar kritisch besah, und das Messbuch zu schwer. Messdiener zu sein bedeutete nicht nur im Altarraum im Gleichschritt mit anderen Messdienern und dem Priester zu gehen und im richtigen Augenblick zur Wandlung zu schellen, sondern auch, das Messbuch nach der Lesung zum Evangelium von links nach rechts auf dem Hochaltar zu tragen, über einige Stufen und zusammen mit dem Holzgestell, auf dem es aufgeschlagen lag.

Als Erwachsener ging ich im Traum manchmal die Lange Straße entlang, am Wilhelmsplatz vorbei, aber nicht weiter als bis zum Pfarrjugendheim gegenüber der Kirche. Als Kind kam ich noch ein paar hundert Meter weiter bis zur Ewaldstraße. Dort befand sich, mit schönem Ausblick auf die südwärts in den Goldbergtunnel fahrenden Züge, der Garten meiner Großeltern. Mein Vater half dort regelmäßig mit, er war die Landwirtschaft vom väterlichen Hof gewohnt und als Kriegsversehrter ohne Arbeit für die Gelegenheit, sich nützlich zu machen, dankbar. Meine Mutter sah die Gartenarbeit mit gemischten Gefühlen; seit ihrer Kindheit war sie ihr als Fron über viele Tage und Stunden des Jahres verhasst. Meine Großeltern versorgten sich so weit wie möglich selbst mit Gemüse und Obst, obwohl der Großvater als

Bundesbahn-Obersekretär sein Auskommen hatte. Er war es vom Eichsfeld, einer der ärmsten Landstriche Thüringens, nicht anders gewohnt. Bis auf Kartoffeln gediehen im Garten alle Sorten von Gemüse, auch Dill, Porree und Petersilie, und die Räume dazwischen und an der Umzäunung waren mit Beerensträuchern bepflanzt. Stachelbeeren und Johannisbeeren zu pflücken machte mir keinen Spaß, und auch die Menge an Beeren, die ein kleiner Junge während des Pflückens zu essen vermochte, wurde von meinem argwöhnischen Großvater überschätzt. Mit dem Pflücken war die Arbeit nicht getan. Ich musste Erbsen aus den Schoten pulen, Stangenbohnen schnippeln und Johannisbeeren von den Stielen streifen.

Ab dem dritten Schuljahr führte mich der Weg über die Lange Straße in die Pfarrbücherei. Ich las Grimms Märchen, die von Andersen, die deutschen Heldensagen, eine Kindergeschichte aus italienisch-österreichischen Kriegstagen, ich fragte nach Karl May, den mir die ehrenamtliche Bibliothekarin, Fräulein W., verwehrte, und bekam dafür Enid Blyton, ›Die Burg der Abenteuer‹. Ein verheißungsvoller Titel. Schon nach wenigen Metern draußen packte mich die Neugier und ich begann im Schein einer Straßenlaterne zu lesen. Weil ich nicht auffallen wollte, drückte ich mich in einen von der Straßenlaterne beleuchteten Hauseingang und las. Zwischendurch fiel mir der Heimweg wieder ein und ich ging los, aber nur, um bei der übernächsten Straßenlaterne in einem Hauseingang stehen zu bleiben und weiter zu lesen. Dieses Spiel wiederholte sich nun Woche für Woche. Nach der Burg kam der Berg, das Tal, die Insel, die See, der Fluss, das Schiff und der Zirkus der Abenteuer, darauf folgten 5 Freunde in allerlei kniffligen Situationen, danach die Abenteuer französischer Pfadfinder um Prinz Erik und die anderen ›Spur-Bücher‹. Die Kinderabteilung der Pfarrbücherei war damit so gut wie durchgelesen.

Acht Jahre später traf ich das Fräulein W. während meiner Lehrausbildung bei der Akkumulatoren-Fabrik wieder. Die kleinwüchsige, mittelalterliche Dame arbeitete in der Registratur der Einkaufsabteilung und war dort häufig Ziel des Spotts ihrer Kollegen, weil sie aus ihren katholischen Überzeugungen keinen Hehl machte, oder wegen ihrer Verzweiflung, wenn trotz ihrer Gewissenhaftigkeit eine Wareneingangsmeldung unauffindbar blieb, besonders aber wegen der Fahrstunden, die sie absolvierte. Ob sie mich erkannte? Sie

ließ es sich zumindest nicht anmerken und ich sprach sie nie auf die Zeiten an, in denen ich Stammkunde in der Pfarrbücherei gewesen war.

Der ›zerstreute Professor‹ war neben dem ›Bierbrauer‹ das andere Attribut, das mir in meiner Kindheit anhing. Ich ließ liegen, vergaß, hing gerne meinen Gedanken nach, und zwar nicht erst nach meiner Begegnung mit der Welt in den Büchern. Das Schönste am Leben lag eigentlich hinter der Realität und war darum unerreichbar. Ich träumte nicht nur beim Lesen, ich nahm den Traum in mich auf und band ihn in meine Wünsche und Hoffnungen ein, ich machte Sehnsucht daraus. Alltag waren die regelmäßigen krankheitsbedingten emotionalen Ausfälle meines Vaters und die noch unter dem weitläufigen Begriff ›Nerven‹ geführten Krankheiten meiner Mutter, die autoritären Großeltern, die materiellen Einschränkungen eines Fünf-Personen-Haushaltes, der mit einer Rente auskommen muss und in einer engen



Drei-Zimmer-Wohnung lebte, von der im Winter nur die Wohnküche beheizt war. Traum blieben die Kinder aus den Büchern von Enid Blyton.

Auch das Radio öffnete ein Fenster, durch das ich ein anderes unerreichbares Leben sah. Der Apparat war ein schwarzer Volksempfänger auf einem Wandbrett in der Küche. Als die Eltern dem Drängen nachgaben und Paul und mich von der Kinderlehre am Sonntagmittag befreiten, machte ich im Kinderfunk des Nordwestdeutschen Rundfunks Bekanntschaft mit Kalle Blomquist, dem Meisterdetektiv. Die Geschichte war spannend, und auch wenn ich sie im Laufe der Zeit vergaß wie die Geschichten aus den Büchern, blieb die Titelmelodie haften. Die Melancholie eines andren Liedes ergriff mich dermaßen, als ich einmal allein zu Hause war, dass ich meine Eltern bei ihrer Rückkehr bestürmte, ob sie mir sagen könnten, welches Lied denn da im Radio gespielt worden sei. Ich sumnte ihnen vor, was mir im Gedächtnis haften geblieben war, aber sie kannten das Lied nicht. Die Melodie geriet in Vergessenheit, nicht aber das Ereignis und das damit verbundene Gefühl. Fast zwanzig Jahre später hielt ich eine Schallplatte in der Hand: ›La vie en rose‹. Ich erkannte das Lied von damals und ein weißer Fleck auf der Landkarte meiner Erinnerungen verschwand.

Erinnerungen an andere Kinderträume blieben für immer blass. Zu Weihnachten fehlten mir Eindrücke, die sich in glänzenden Kinderaugen spiegeln. Wo stand der Tannenbaum auf dem Dachboden in der Lange Straße? Vermutlich gab es in meinen ersten Lebensjahren weder Christbaum noch Geschenke. Die Krippe und die beiden großen beleuchteten Bäume zu beiden Seiten der Kommunionbank in der St.-Michaels-Kirche und die Feierlichkeit des Gottesdienstes machten Weihnachten aus. Vorfreude auf das kommende Weihnachtsfest gab es nicht, nur eine unübersehbare Ankündigung: Die Geschäftsleute in der Lange Straße schmückten ihre Schaufenster mit silbernen Kugeln und Tannenzweigen und die Fassaden mit Girlanden aus Tannengrün und Glühbirnen, und die Straßen waren von der Dämmerung bis in den späten Abend ein wenig heller als sonst beleuchtet. Die Lichter waren das Zeichen, nicht der Dezember mit seiner Kälte.

Wer von meinen Schulfreunden die Idee hatte, zu ›Helmert‹ zu gehen, auch das ist vergessen. Vielleicht Friedel, der als einziger eine elektrische Eisenbahn besaß, Wolfgang oder Andreas – einer sagte: Lass uns zu Helmert gehen. Das Spielwarengeschäft lag außerhalb unseres täglichen Lebensraumes in der Stadtmitte. Am Ende der Lange Straße gingen wir dreißig bis vierzig Stufen hinunter durch einen schmalen Park und dann noch zweihundert Meter bis zur Elberfelder Straße, wo die wirklich großen Geschäfte mit mehreren Schaufenstern lagen. Helmert hatte zwei davon, die auch einen Blick in die Tiefe des mit Spielzeug angefüllten Ladens gaben. Und ganz vorne die große Märklin-Anlage. Eine Traube von Kindern und Erwachsenen vor dem Fenster beobachteten die Züge, die aus Tunneln und von Bergstrecken hinunter in den großen Bahnhof fuhren und dort ruckartig zum Stehen kamen und dort später ebenso ruckartig wieder anfahren. Nur die Güterzüge durften ununterbrochen ihre Runden drehen.

Sie mussten ein wenig Beharrlichkeit aufbringen, um von hinten durch die Menge bis zum Schaufenster zu gelangen. Die halbe Stunde vorne an der Schaufensterscheibe mit der Abenddämmerung im Rücken faszinierte mich. Ich lernte, was Illusion ist, ohne von ihr verführt oder aus dem Gleis geworfen zu werden; den Wunsch, ich könnte jemals eine so große Eisenbahnanlage mein eigen nennen, gab es nicht. Darum vergaß ich auch den Vorsatz, morgen wieder zu Helmert zu gehen. Allerdings hielt die Liebe zu einer Traumwelt, die

man sich selbst schaffen kann, viele Jahre an. Ich blieb ein Träumer auf allen Wegen und Gleisen, die mich durch das Leben führten.